



THOMAS P.

DER RACHE ENGEL

**ICH BIN DER KRONZEUGE
GEGEN DIE DEUTSCHEN
HELLS ANGELS.**

**ICH WAR EINER VON IHNEN,
JETZT PACHE ICH AUS.**

riva

auch selbst erziehen musste. Und ich war der Hurensohn. Der Sohn einer armseligen alten Nutte.

In meinem Zuhause gab es niemanden, der mich ins Bett geschickt hätte. Keiner, der darauf achtete, ob ich mir auch die Zähne geputzt hatte. Ob die Hausaufgaben gemacht waren oder ich meinen Schulranzen ordentlich gepackt hatte. Wenn ich meine kleinen Dienste und Pflichten zu verrichten hatte, war meine Mutter bei der »Arbeit«. Es war niemand da, der mich betreuen konnte oder einfach mit mir zum Kinderarzt gegangen wäre, wenn mir mal etwas wehtat. Nichts. Es gab nur einen Menschen, auf den ich mich verlassen konnte und vor allem verlassen musste, und das war ich selbst. Mit einer erstaunlichen Disziplin und einem naturgemäßen Gefühl für mein eigenes Ich sowie einem inneren Drang zu Ordnung und Struktur brachte ich mich irgendwie über die Jahre. So gut es ging.

Natürlich saß ich auch mal bis um zehn vor der Glotze. Es wäre ja auch seltsam gewesen, wenn ein Kind diese Freiheiten nicht genutzt hätte. Aber sobald ich müde war, habe ich mich selbstständig ins Bett verkrochen und mir den Wecker für den kommenden Morgen gestellt. Das musste ich auch, denn meine Mutter hätte mich nie rechtzeitig aus dem Bett holen können. Ich zog mich an – alleine –, wusch mich und machte mir anschließend mein Frühstück. Auch alleine. Danach ging ich meist kurz zu meiner Mutter, die regungslos in ihrem Schlafzimmer lag, um sie zu fragen, ob sie nicht auch was frühstücken oder wenigstens einen Kaffee wollte. Und dann frühstückte ich – alleine.

Manchmal indes stürzte sie nachts stockbesoffen in mein Zimmer und plärrte: »Mein Tommy, du bist doch das liebste Kind.« Sie fragte mich dann meistens lallend, ob ich etwas essen wolle. Nachts um halb zwei oder noch später. Dieser seltsame Anfall von Mutterliebe endete dann stets damit, dass ich sie ausziehen und irgendwie ins Bett verfrachten musste, weil sie selbst dazu ja nicht mehr in der Lage war.

Es war klar, dass in meiner Familie etwas nicht stimmte. Aber wer realisierte das überhaupt? Ich hatte bemerkt, dass andere Kinder besser aufwuchsen und mehr Fürsorge erhielten. Aber ich selbst wusste es nicht besser, weil ich es nicht anders kannte. Und – die ganze Sache hatte schließlich auch Vorteile. So konnte ich meiner Mutter regelmäßig Geld aus dem Portemonnaie

ziehen, ohne dass sie etwas davon bemerkt hätte. Wenn ich irgendetwas brauchte, nahm ich mir das Geld und holte es mir. Auch konnte ich den ganzen Tag fernsehen, was ja für ein Kind selbst keine Belastung, sondern ein Zeichen enormer Freiheit war. Und wir waren vergleichsweise wohlhabend, was sich darin zeigte, dass wir frühzeitig große Fernseher, Computerspiele oder moderne Videorecorder zu Hause herumstehen hatten. Die passenden Filme lieh ich mir auch selbst aus. Ohne Altersbeschränkung, versteht sich – dafür hatte meine Mutter gesorgt, die dem Chef der Videothek versichert hatte, dass das Kind sich jeden, wirklich jeden Film ausleihen dürfe. Und so habe ich »Freitag, der 13.« im Alter von zehn Jahren gesehen. Der Hurensohn hatte seinen Klassenkameraden etwas voraus ...

Auch Weihnachten war wie im Bilderbuch. Die ersten Stunden zumindest. Das Glöckchen bimmelte, der Christbaum strahlte funkelnd im Wohnzimmer, und an Geschenken war alles da, was ich mir gewünscht hatte. Als jedoch alles ausgepackt war und ich glücklich auf Bergen von Kartons und Papier kauerte, war das Fest auch schon beendet. Dann sind meine Mutter und auch mein Vater – wenn er denn da war – einfach abgehauen, um sich gepflegt christlich volllaufen zu lassen. Ich saß dann als kleiner Junge alleine da in meinem teuren Adidas-Trainingsanzug und ließ mein ferngesteuertes Auto durch die verlassene Wohnung rasen. Totenstille Nacht.

Die wenigen und kurzen Glücksmomente wurden jedes Mal mit einer erbarmungslosen Zuverlässigkeit hemmungslos wieder zerschossen. Das vorherrschende Gefühl meiner Kindheit blieb letztlich die Traurigkeit – und die vollkommene Einsamkeit. Oft ging ich von der Schule direkt in eine der Kneipen, wo meine Mutter schon seit dem Frühschoppen herumgammelte. Ich war für die Säufer dort das Maskottchen, der Pausenclown und Tanzbär – brachte den Schnaps oder drückte die Knöpfe an der Musicbox und bekam dafür immer mal wieder eine Mark für den Flipper, den »Pac Man«- oder den »Donkey Kong«-Videospiele-Automaten. Zu jener Zeit konnte ich das richtig gut, genauso wie ich die Telefonnummern der Kneipen auswendig kannte. Die vom »Störtebeker« hab ich nach dreißig Jahren immer noch im Kopf: 04941-3428. Die Telefonnummer meiner Kindheit, tief eingegraben und durch nichts mehr zu löschen.

So war ich stets ein mittelmäßiger Schüler, mit dem die Lehrer nicht immer zufrieden sein konnten. Aber auch einer, der nicht besonders auffiel. Zumindest nicht als ein Kind, das seine Matheaufgaben in verrauchten Spelunken ausknobeln musste. Ich hatte immer alles erledigt. Irgendwie. Das zumindest war zu jener Zeit mein Ehrgeiz.

3.

Ende September 1985 wurde mein Vater mit einem Notarzwagen ins Krankenhaus in Aurich eingeliefert. Er litt unter schwerer Gelbsucht, weil er jahrelang gesoffen hatte und seine Leber dementsprechend ruiniert war. Er wollte erst gar nicht in die Klinik und hatte sich wochenlang dagegen gesträubt. Als er schließlich schon gelbe Augäpfel hatte, gab es keine andere Lösung mehr. Er wurde eingeliefert. In den folgenden drei Wochen bin ich dann jeden Tag direkt nach der Schule ins Spital gefahren, um ihn zu besuchen. Und da war etwas, was ich bis dahin eigentlich gar nicht kannte: Mein Vater hat sich jedes Mal riesig gefreut, wenn er mich neben seinem Bett stehen sah. Es gab also doch jemanden, dem ich wichtig war.

Eines Morgens dann, es war der 15. Oktober 1985, kam ich um halb sieben zum Frühstück in die Küche, und mir bot sich ein ungewöhnliches Bild. Meine Mutter war schon auf und lehnte müde am Küchenschrank.

»Du brauchst heute nicht nach der Schule ins Krankenhaus, das kannst du dir sparen«, raunzte sie.

»Warum denn?«, fragte ich.

»Die haben heute Nacht angerufen. Dein Vater ist gestorben. So, und jetzt ab in die Schule.«

Sie schob sich von dem Schrank weg, schlappte nach nebenan in ihr Zimmer, legte sich ins Bett und schlief wieder ein. Für mich aber war mit diesem Satz die einzige Struktur, das einzige bisschen familiäre Ordnung, Wärme und Liebe zerstört. Mein Vater, der zwar auch ein Säufer war, gleichzeitig aber auch der einzige Mensch, dem ich etwas zu bedeuten schien, war nun einfach weg. Und würde nie wieder zurückkommen. In mir schien auf einen Schlag alles zusammenzubrechen ...

An diesem Morgen fühlte ich nur einen seltsamen dumpfen Nebel um mich herum. Ich stand allein in der Küche, und es gab niemanden, der mir etwas erklären oder mich einfach nur in die Arme hätte nehmen können. In meiner Verzweiflung ging ich tatsächlich in die Schule – so, wie es mir meine Mutter befohlen hatte. Ich saß wohl schweigend auf meinem Stuhl und starrte abwesend zur Tafel. Oder zur Seite, aus dem Fenster. Jedenfalls nahm ich nichts wahr. Ich hatte auch keinen Gedanken, dem ich nachhing. Da war einfach ein Nichts um mich herum. Plötzlich, es war ganz komisch, fragte mich die Lehrerin irgendwas – ich weiß nicht mehr, um was es ging –, aber die Erwähnung meines Namens, die Frage in meine Richtung weckte mich offenbar aus meiner Trance.

»Mein Vater ist gestorben«, war meine einzige Antwort. Und dann wurde es ganz ruhig in dem Klassenraum.

»Mit so etwas macht man keine Scherze«, antwortete die Frau streng. Ich hab sie dann wohl aschfahl angesehen, und sie schien irgendwie begriffen zu haben, dass ich es ernst meinte.

»Es ist wirklich wahr – mein Vater ist vergangene Nacht gestorben.«

Die fassungslose Lehrerin stürmte mit mir an der Hand aus dem Klassenzimmer, hinauf ins Schulsekretariat und rief von dort aus meine Mutter an. Die bestätigte ihr wohl trocken und ohne Umschweife, dass ich die Wahrheit gesagt hatte. Und zum ersten Mal an diesem Morgen erfuhr ich ein kleines bisschen Wärme. Von meiner Lehrerin, die mich in ihre Arme schloss, mich tröstete und mich dann nach Hause schickte. Was die fürsorgliche Pädagogin nicht ahnen konnte: Zu Hause bei meiner Mutter und meinen Halbgeschwistern war ich ganz und gar nicht gut aufgehoben. Mehr weiß ich heute nicht mehr von diesem Tag. Nur, dass ich überhaupt nicht geweint habe. Keine einzige Träne.

Immerhin hatte ich in jener Zeit eine gute Freundin. Sie hieß Diana, ihren Eltern gehörte ein Reformhaus in der Auricher Fußgängerzone, und sie hatten reichlich Kohle. Um mit ihr zusammenzubleiben, wechselte ich auch auf die integrierte Gesamtschule, denn wichtiger als alles andere war für mich, jemanden an der neuen Schule zu haben, der mich kannte und auch verstand. Tim, der Junge aus dem Reisebüro – mein anderer guter Freund –, ging leider

aufs Gymnasium. Von ihm musste ich mich Schritt für Schritt trennen, auch wenn wir in einer Übergangsphase noch regelmäßig Kontakt hielten.

4.

Als ich 13 Jahre alt war, entschloss sich meine Mutter, das Haus auf meinen Bruder und meine Schwester überschreiben zu lassen. Warum, weiß ich bis heute nicht. Ich würde leer ausgehen – natürlich, denn ich war ja das Kind eines anderen, und das Haus hatte zuvor dem Vater meiner Halbgeschwister gehört. Ich war noch zu jung, um dem Ganzen eine Bedeutung beizumessen. Aber ich bekam sehr wohl mit, dass wir schon bald darauf umziehen mussten. Mein Bruder hatte offenbar keine Zeit verloren, unser Haus zu verzocken und zu verjubeln. Er hatte einen hohen Kredit aufgenommen, das Geld verjuxt, und eine Zwangsversteigerung konnte wohl nur ganz knapp abgewendet werden. Wenigstens war noch ein wenig Geld übrig, um eine kleine Dreizimmerwohnung zu kaufen. Eine mit vier Zimmern war zu jener Zeit wohl auch im Angebot, aber die lag offenbar zu weit außerhalb von Aurich, hieß es. Und meine Mutter konnte eines nicht gebrauchen: Abend für Abend sturzbetrunken einen langen Heimweg nehmen zu müssen.

In der neuen Wohnung war nur leider kein Platz für mich. Ein Zimmer gehörte meiner Mutter, das andere meinem Bruder, und mir blieb nur die Couch im Wohnzimmer. Ich war unerwünscht, und jeder ließ es mich spüren. Nichts Neues für meine Kinderseele, aber ohne ein eigenes Zimmer, ohne mein eigenes kleines Reich – das war eine ganz andere, gleichsam kältere Dimension.

Aber natürlich war ich auch in unserem neuen »Zuhause« häufig alleine, konnte nach Belieben Freunde einladen, grenzenlos fernsehen und Computerspiele machen, sodass es irgendwann gar nicht mehr ins Gewicht fiel, dass ich kein eigenes Zimmer hatte.

Meine sogenannte Familie verbrachte schließlich weiterhin einen Großteil ihres Lebens in billigen Kaschemmen oder schäbigen Bordellen.